

## HERMANN BAHR

### *Goethedämmerung*

In den Weltkrieg nahm der deutsche Jüngling einen Band Goethe mit. Die Heimkehrenden lächelten, wenn sie sich daran erinnerten, denn sie hatten unterwegs Goethe verloren. Ja sie wurden jetzt erst allmählich gewahr, daß sie doch eigentlich auch in den letzten Jahren vor dem Kriege schon Goethes Neigung, das Leben, auch sein eigenes, vom anderen Ufer zu betrachten, als ein glänzendes Schauspiel, dem aber allzu nahe zu kommen Verstand und Erfahrung abraten; daß sie so viel Vorsicht, so viel Klugheit nicht mehr recht verstehen konnten, gar an einem Dichter! War denn Goethe niemals wirklich jung, hat er niemals die Wollust gekannt, sich kopfüber in die hochgehenden Wogen des schäumenden Daseins zu stürzen, Gefahr zu suchen bloß um der Gefahr willen, bloß weil es den Kopf kosten kann? Herder fand ihn bei der ersten Straßburger Begegnung „spatzenmäßig“. Herder war freilich ein geborener Pedant, der sich vielleicht zunächst selber nicht gleich entschied, ob er an des jungen Rheinfranken vom Mütterchen ererbter Frohnatur kleinlichen Anstoß nehmen oder sie mit einem aufkeimenden geheimen Neide bewundern sollte. Er verordnete dem willig gehorchenden Jüngling zunächst als Gegengift, als Heiltrank den eben erst wieder entdeckten Shakespeare, den der junge Fant ja schon aus der Leipziger Zeit her, in der Übersetzung Wielands, flüchtig kannte, dessen innerer Gehalt sich ihm aber erst jetzt erschloß, eben durch Herder. Das Rokoko der Leipziger Zeit fiel nun wie Spreu von Goethe ab und sein „nisus vorwärts“ — so nennt er seine frische Lebenskraft in einem Brief an Freund Salzmann — sein „nisus vorwärts“ überwältigt ihn jetzt. „Dieses Leben, meine

Herren, ist für unsere Seele viel zu kurz“, schreibt er, und wie taumelnd von dem unverhofften Glück fährt er fort: „Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe, Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Schäckespearen gedacht; geahndet, empfunden wenn's hoch kam, ist das höchste wohin ich's habe bringen können. Die erste Zeile, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein blindgebohrner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt... Ich sprang in die freye Luft, und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und ietzo, da ich sahe, wieviel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freye Seelen noch drinne sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte, und nicht täglich suchte ihre Türne zusammen zu schlagen... Schäckespeares Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaaren Faden der Zeit vorbeyswallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punckt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ich's, die präntirte Freyheit unsres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt.“

In diesen Sätzen des jungen Goethe stürmt ein Geist wie für das Gemüt gerade der deutschen Jugend unserer Zeit vorbestimmt, und dennoch hat sie recht, wenn sie nicht auf ihn hört, denn es ist ja nicht sein Eigenlaut, er spricht doch nur nach, was ihm Herder souffliert, Goethe braucht immer ein Stichwort, auf das hin seine stets für alles bereite Kraft erst trüchtig wird, eine Kraft von einer Fülle, die, weder vor ihm noch nach ihm, weder in unserer noch in irgendeiner andern Nation ihresgleichen hat, der es aber dabei doch durchaus an Eigensinn gebricht, an Mark, an eingeborenem Gehalt: sie verlangt stets erst nach einem Zeichen von außen, dem sie dann willig gehorcht. Mit einem Wort, das erst lange nach ihm, erst in unserer Zeit aufkam: er ist ein geborener Impressionist. Was wir Impression nennen, heißt ihm Gelegenheit. „Die Welt“, sagt er einmal — im Alter zu Eckermann —, „ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß

ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt, und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts.“ Kündigt sich nicht in der Erscheinung Goethes eine weit geöffnete, sich willig aufschließende, nach außen blickende, von außen ein Zeichen, was sie denn eigentlich mit sich anfangen soll, erwartende, stets willig zu allem bereite, jedes Winkes gewärtige Menschenart an, eben dieselbe, die jetzt der im Weltkrieg erhärteten deutschen Jugend so tief im Herzen verhaßt ist? Wunderlich ist dabei nur, daß die Väter und Großväter dieser deutschen Jugend von heute doch auch schon zu Goethe nur in einem etwas künstlichen Verhältnisse kühler Bewunderung standen, sie leugneten seine Größe nicht, doch sie war ihnen zu kalt: das Olympische seiner Erscheinung befremdete den bürgerlichen Liberalismus, der — wunderbar genug und heute kaum mehr verständlich — in Schiller den reinsten Ausdruck der bürgerlichen Geistesart sehen wollte. Dem jungen Deutschland, mit Gutzkow und Börne voran, war Goethe der geschmeidige Höfling, ein „Fürstenknecht“. Als 1859 Schillers hundertster Geburtstag begangen wurde, war es ein Fest der ganzen Nation (worunter ja das liberale Bürgertum immer nur sich selbst verstand). Goethe schien vergessen. Er blieb es auch, bis sein letzter Enkel Walther Wolfgang 1885 starb, das Goethehaus am Frauenplan mit allen seinen Schätzen und Sammlungen dem weimarischen Staat hinterlassend. Die regierende Großherzogin Sophie von Sachsen zeigte sich des hohen Erbes würdig, sie nahm Goethes Familienarchiv nicht bloß an sich, sondern erkannte die Pflicht, an diesem Schatze die ganze Nation teilnehmen zu lassen: die „Goethegesellschaft“ sollte fortan unter dem Protektorat des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar den hohen Schatz verwahren; der Reichsgerichtspräsident von Simson war ihr erster Vorstand. Ihr verdanken wir die vollständige Ausgabe sämtlicher Werke Goethes, ihr auch die Goethephilologen, durch deren geduldige, wenn auch zuweilen im Übereifer fast komische Bemühungen erst Goethes geistige Gestalt allmählich in ihrer ganzen Größe, Fülle und Breite hervortrat. Das neue Deutschland Bismarcks lebte fortan im Zeichen Goethes. Seine Gefährten, Wieland, Herder, fast auch Schiller sogar, wurden immer mehr sozusagen Komparserie Goethes. Wer aber gar vor seinen gebietenden Augen keine Gnade gefunden hatte, wie Kleist, Hölderlin, fast auch Jean Paul, der sich nur besser zu wehren verstand, galt für alle Zeit erledigt.

Kleist war in Weimar nur von dem gütigen alten Papa Wieland erkannt worden, der ihm zutraute, „die große Lücke in unserer Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist“. In Wieland klang ja noch leise das Barock nach, das in Kleist und Hölderlin wiederkehrt. Die Drohung Kleists, Goethe den Kranz von der Stirne zu reißen, ist für unser Gehör längst nicht mehr bloß eine lächerliche Bravade: die deutsche Jugend unserer Zeit hat den Goethekranz schon arg zerpflückt, in ihren Herzen leben Kleist und Hölderlin mächtiger fort als das ja jetzt immer mehr verblässende klassische Zeitalter.

Kleist blieb nach seinem Tode fast zwei Generationen lang erledigt. Erst 1863 erschien Wilbrandts, eines anmutigen feinen, doch eher stillen Geistes anregendes Kleistbuch, eigentlich nur eine höfliche Verbeugung vor einer bewunderten, doch in ihrem Wesen unverstandenen Kraft. Ein Österreicher, freilich der Heimat untreu, ins neue Deutsche Reich flüchtend, in das ja das Österreich Franz Josephs seine besten Kinder vertrieb, Wilhelm Scherer war es, dessen Schüler sozusagen Kleist erst wieder entdeckten. 1884 erschien Otto Brahm's Kleistbuch, es war Erich Schmidt gewidmet, der das Jahr darauf die Leitung des Goethearchivs übernahm, dann aber 1886 in Berlin der Nachfolger seines Lehrers Scherer wurde. Im Zeichen Goethes also wuchs ein neues Geschlecht von Germanisten heran, dessen umfassender Sinn nun auch dem so lange verkannten Kleist endlich zu seinen Rechten verhalf: Brahm hat ihn im Deutschen Theater zu Berlin, Schlenther im Hofburgtheater gespielt. Ihr Verdienst wird nicht geringer, wenn man vermutet, daß ihr Eifer vielleicht nicht so sehr in einer Wahlverwandtschaft mit dem Geiste Kleists wurzelt als vielmehr in ihrer Lust, sich auch ihn schmecken zu lassen: der Impressionist ist genäschig, er will von allem kosten.

Hölderlin blieb viel länger vergessen. Er ist erst im Weltkrieg auferweckt worden, 1916, durch den edlen Norbert von Hellingrath, der das Jahr darauf den Heldentod starb; Ludwig von Pigenot hütet das Erbe. Mit Hölderlin beginnt ein neues Zeitalter, er überwindet den Impressionismus, der eigentlich ja schon mit Herder begann. Hölderlin blieb so lange verkannt, weil dieser Dichter nicht bloß ein Denker, sondern zugleich auch ein Priester, ein Lehrer war. Die ursprünglich vereinten, doch bald voneinander sich absondernden Elemente der Verkündigung fügten sich in diesem sinnenden Alemannen wieder zusammen. Ernst Cassirer hat dargetan,

was Hölderlin von Goethe scheidet. Goethe beruhigt sich mit der Erkenntnis einer ewigen Systole und Diastole, Hölderlin will über das Werden empor an das Sein, er will Ruhe, er sucht „einen Punkt, der gleichsam über die Zeit hinaus liegt“. Ihn beseligt die Gewißheit „im Tode den Lebendigen zu finden“. Hölderlin war im Tübinger Stift der Gefährte Hegels und Schellings. Als sie dann voneinander schieden, gelobten sie sich, ihrer Losung: „Reich Gottes!“ treu zu bleiben.

Hans Brandenburg, selber insgeheim mit Hölderlin sinnverwandt und den späten Hymnen ihren barocken Klang anhörend, war der erste, der uns die Macht zu deuten verstand, mit der Hölderlin das aufwachsende Geschlecht jetzt fast magisch in seinen Bann zieht: „Hier tritt, in der klassischen Zeit unserer Dichtung, neben die großen Männer der große Jüngling.“ Heil dem nachwachsenden Geschlechte, wenn es die Zeichen Hölderlins verstehen und ihnen gehorchen lernt! Aber Jugend wird leicht ungerecht, und besonders wenn sie fühlt, daß sie recht hat. Sie soll nicht vergessen, daß auch für sie dereinst eine Stunde kommt, in der ihre jetzt so mächtige Stimme wieder entkräftet wird. Die Jugend schlägt jetzt auf Goethe, sie meint aber den Impressionismus. Doch der ist ja viel älter, der begann schon lange vor Goethe. Herder war ein wahres Schulbeispiel eines jedem Winde gehorchenden Impressionisten. Im klassischen Kreise blieb eigentlich bloß Wieland allein von impressionistischen Anfällen verschont; er ließ sich in seiner angeborenen Sicherheit heiteren Fabulierens nicht stören. Schiller rang sich mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft von dem auch ihn lockenden Impressionismus ins Freie los. In der Romantik war es Novalis allein, der die Gefahr erkannte. Er notiert einmal: „Ich bin schon reizbar genug.“ Und daraus folgert er gelassen: „Man muß sich einen Willen anschaffen.“ Und damit ist alles Unheil des Impressionismus beschworen. Sind wir Deutsche nur erst so weit, uns einen Willen anzuschaffen, dann wären wir geborgen und dann können wir getrost auch Goethe wieder aus der furchtsam über ihn verhängten Dämmerung zu neuem Morgenrot im Herzen der Nation geleiten. Und es wird sich dann vielleicht zeigen, daß ihm die Ruhe ganz gut getan hat, die Ruhe vor den Goethepriestern.